

Rezensionen

Luisa Passerini u. Alexander C. T. Geppert Hg., **European Ego-histoires: Historiography and the Self, 1970–2000**, in: *Historein. A Review of the Past and Other Stories*, 3. Athen: Nefeli Publishers 2001, 1–180, EUR 23,00, ISSN 1108-3441.

Lutz Niethammer, **Ego-Histoire? und andere Erinnerungs-Versuche**. Wien: Böhlau Verlag 2002, IX, 305 S., EUR 29,90, ISBN 3-205-77085-4.

Zwischen 1997 und 2001 luden Doktoranden des Europäischen Hochschulinstituts in Florenz Historikerinnen und Historiker ein, sich am eigenen Beispiel zum „*métier de l'historien*“ beziehungsweise zur „Ego-histoire“ in einem Vortrag zu äußern. Eine Reihe der daraus hervorgegangenen Texte sind in einem Themenheft der griechischen Zeitschrift *Historein* versammelt. Eine analytische Einleitung von Luisa Passerini und Alexander Geppert und eine instruktive Bibliographie rahmen die acht Beiträge (von Pierre Nora, John Brewer, Antonis Liakos, Barbara Taylor, Leonid Borodkin, Barbara Duden, Gareth Stedman Jones und Lutz Niethammer) ein. Gleich vorweg sei gesagt, dass dies eine sehr gelungene Publikation ist, die in jede historische Institutsbibliothek gehört.

Den Anfang macht Pierre Nora, der sowohl die Anschlussfähigkeit seines 1987 veröffentlichten Projekts, das den Ausdruck „Ego-histoire“ prägte, als auch seine Selbstverortung skizziert. Interessant sind seine Hinweise auf die prominenten Ablehnungen seiner damaligen Einladung (u. a. Michel de Certeau, François Furet, Annie Kriegel) – Ablehnungen, die sich bei einigen dann in Lebensbilanzen in Buchlänge verwandelten. Auch der zweite hier vorzustellende Titel scheint auf den ersten Blick nur dadurch entstanden zu sein, dass andere auf die autobiographische Starttaste gedrückt hatten.

Lutz Niethammer, der als „oral historian“ schon so manchen Ruhrgebiets-Bewohner und einige Dutzend Bürgerinnen und Bürger der ehemaligen DDR zu Bekenntnissen über ihr Leben veranlasst hat, gehörte zu den in Florenz Eingeladenen. Offenbar war ihm aber nicht ganz geheuer, hier selbst zum „Fall“ und Objekt einer Neugier zu werden, die wissenschaftsgeschichtliche, politische und generationsbezogene Erkundungen miteinander verbinden wollte. Sein mehrfach selbstreflexiver Beitrag, der bereits im „Historein“-Heft mehr als doppelt so lang wie andere Beiträge ist, bildet – beträchtlich erweitert – das Kernstück eines Bandes, der unter dem Schlagwort *Ego-histoire* mit Fragezeichen firmiert. Die Verbindung zum Florentiner Netzwerk dokumentiert Niethammer auch durch eine ebenso detaillierte wie emphatische Laudatio auf Luisa Passerini anlässlich der Verleihung des NRW-Wissenschaftspreises im Jahre 2002. Ergänzt hat er die Introspektion

durch eine Reihe mehr oder weniger einschlägiger, teils unveröffentlichter, teils wieder abgedruckter Vorträge, Gelegenheitstexte und Erinnerungen an Kollegen. Während einige Texte der *Alter-histoire*, vor allem eine Betrachtung früh verstorbener Kollegen im In- und Ausland, eindrucksvoll sind, hätte man die Beispiele akademischer und politischer Rollenprosa nicht schmerzlich vermisst.

Da gehen die anderen Autoren im *Historein*-Heft beherzter, aber auch selektiver zur Sache. Grob gesagt, weisen ihre Selbstanalysen in zwei Richtungen: Auf der einen Seite stehen die, die mit einem psychologischen oder sogar psychoanalytischen Erklärungsmodell operieren, die in der Familienkonstellation den Urgrund späterer intellektueller Dispositionen suchen, und auf der anderen diejenigen, die die politischen Rahmenbedingungen und die Selbstverortung im Zeitgeist in den Mittelpunkt stellen. Zur ersten Richtung gehört neben Niethammer Barbara Duden; sie erklärt in einer anrührend geschilderten Kindheit und Jugend mit einer früh verstorbenen Zwillingsschwester den Schlüssel dafür, dass sie eine Archäologin authentischer, nicht den Überformungen wissenschaftlicher und technischer Konzepte unterlegener Körpererfahrungen geworden ist. Den zweiten Zugriff wählen Antonis Liakos, Leonid Borodkin, John Brewer und in gewissem Maße auch Gareth Stedman Jones. Barbara Taylor verbindet in ihrem Text die Darstellung ihrer Herkunft aus einem militanten Elternhaus, mit bis 1948 kommunistischen, dann auf der Linken aktiven Vater und Mutter, mit der eigenen politischen Sozialisation als Feministin in der Linken. Utopien, ihre Quellen und ihr Verfall wurden denn auch ihr großes Thema am Beispiel der Frühsozialisten und frühen feministischen Reformerrinnen. Wie Stedman Jones betont sie ihre erst im Laufe ihrer intellektuellen Emanzipation von den Dogmen der Linken mögliche Entdeckung, wie bedeutend die Religion für die politischen Bewegungen des 19. Jahrhunderts war.

Im Zusammenhang gelesen stellen die Beiträge des *Historein*-Heftes Anregungen und Material für mindestens drei allgemeinere Fragestellungen bereit: erstens für ein „Gruppenporträt“ einer Generation (mit Geburtsjahren von den 1940er bis in die 1950er Jahre) und einer Gruppe von Protagonisten „neuer“ Geschichtswissenschaft in ihren jeweiligen Kontexten. Damit ist zweitens verbunden die Selbstreflexion der miterlebten und gestalteten Historiographie und ihrer Wenden, nicht zuletzt ein zweifelndes Umkreisen der Verlässlichkeit der eigenen Erinnerung. Brewers Beitrag erhellt sein Erweckungserlebnis zur ‚neuen‘ wissenschaftlichen Sozialgeschichte durch die Lektüre eines Themenheftes des *Times Literary Supplement* 1966. Die damalige Verbindung szientifischer Methoden mit der Vorstellung von politischer Modernität und Modernisierung der Gesellschaft habe er in der Erinnerung ausgeblendet. Sowohl Liakos als auch die anglo-amerikanischen Autoren zeigen die Verbindung linker Politik mit dem Interesse für Sozialgeschichte. Schließlich geben die Beiträge Einblicke in das Verhältnis von Akademikern und politischer und institutioneller Macht. Die Herausgeber ironisieren mit Recht die mehrfach gewählte Charakterisierung als „self-styled marginals“ oder – wie Nora es realistischer ausdrückt – als „ein Marginaler im Zentrum“. Das Spektrum tatsächlicher Konfrontation reicht von Liakos' Verurteilung als junger Student zu lebenslänglichem Gefängnis durch ein Gericht der griechischen Militärjunta über Borodkins Wahl der Nischenspezialisierungen Informatik und Quantifizierung im akademisch-ideologischen Komplex der Sowjetunion bis hin zur direkten Inspiration durch einen militanten Feminismus für die Wahl eigener Forschungsthemen bei Taylor.

Eitelkeit als solche gehört zu diesem Unternehmen notwendig dazu. Ein wenig wichtiger als den Lebensweg von anderen müssen die Befragten den eigenen schon nehmen, um sich auf die Selbstthematierung einzulassen. Niethammers vielfältiges wissenschaftliches Werk, die großen von ihm geleiteten kollektiven Forschungsunternehmen und sein langjähriges erfolgreiches Engagement im Wissenschaftsmanagement und in der Politikberatung machen seine Karriere zweifellos zu einem signifikanten Indikator für die Wandlungen der westdeutschen Geschichtswissenschaft seit den 1960er Jahren. Aber LeserInnen von Niethammers Buch würden die zahlreichen Hinweise auf die allmähliche Akkumulation von Bedeutsamkeit viel mehr goutieren, wenn auch ein wenig getratscht würde, wenn der Schleier interner Beratungen manchmal gelüftet würde (anstatt bereits veröffentlichte Konsenspapiere nachzudrucken), wenn ein paar indiskrete Fragen gestellt und sogar beantwortet würden. Der „indiskreteste“ und deshalb nicht uninteressanteste Text (über die Interviewforschung in der DDR) ist schon 1991 so veröffentlicht worden. Es ist ehrenwert, aber für die zeitgeschichtliche Neugier enttäuschend, dass der Autor gegenüber seinen Auftraggebern loyal und seinen MitarbeiterInnen und KollegInnen ein unverdrossener Lobredner bleibt. Man freut sich mit ihm, dass Schüler nicht nur brillant, sondern auch seine Freunde sind, dass von den früh verstorbenen Wissenschaftlern die „meisten Professoren oder etwas Vergleichbares“ waren (264), dass eine Ministerin „genau zuhörte“ und ihre Beamten „einsichtsvoll“ waren. Wenn der Gang der Ereignisse so viel Wohlwollen zu dementieren droht, dann bricht der Erzähler ab: „Können wir's dabei belassen, für dieses Mal?“ (157). Die Zusammenarbeit mit den politischen Mächten, vom Bundesamt für Verfassungsschutz bis zur Honecker-SED, ist ein Leitmotiv dieser Karriere. Die einzelnen Episoden erzählt Niethammer hier (und schon vorher an anderem Ort) mit großer Offenheit. Den erfrischenden Einwand eines Princeton-Kollegen aber (angesichts Niethammers Mitarbeit in den Stäben der Zwangsarbeiterentschädigung), „in den USA sei eine solche Naivität eines Intellektuellen kaum noch vorstellbar“, wird in eine Endnote verbannt (291) und nicht zur Bilanzierung genutzt. Vermutlich benötigten Selbstreflexion und Rücksichtslosigkeit mehr zeitlichen Abstand. Der Gedanke an eine Offenlegung dieser Geschichten, „wenn sie nicht von Rücksichten einer fortdauernden Praxis zensiert werden“ (157), ist durchaus verführerisch. Dann könnte eine Ego-histoire gelingen, die sich aus einer von (meist sozialdemokratischer) Macht geschützter Er-Innerlichkeit lösen würde.

Warum dieses anschwellende Interesse für die Lebensbeschreibungen von HistorikerInnen – ob im Genre der Biographie, des Interviews oder der Autobiographie? Sicher sollte man das Neue daran nicht überbetonen. Wie Passerini und Geppert zeigen, gibt es dafür etablierte Traditionen: von der Gelehrtenautobiographie über systematische Sammlungen von Selbstzeugnissen von Gelehrten verschiedener Disziplinen in den 1920er und 30er Jahren bis hin zu Autobiographien, die versuchten, historische Brüche und Wendepunkte zu verarbeiten – wie zum Beispiel von Friedrich Meinecke nach 1918 und 1945 oder jüngst von Eric Hobsbawm angesichts der Jahre 1933/45 und 1989/90. Sicher hat auch die – besonders in Deutschland auffällige – aktuelle Welle von Biographien und biographischen Debatten über Historiker (Ritter, Rothfels, Conze, Broszat, ...) mit der besonderen Herausforderung zu tun, anhand von Lebensverläufen die Diskontinuitäten des 20. Jahrhunderts sowohl scharf hervorheben zu können als auch über-

brücken zu müssen. Dass es dabei eher um Historiker als um Sozialwissenschaftler oder Pädagogen geht, zeugt von der in den letzten Jahrzehnten deutlich gestiegenen öffentlichen Bedeutung des Faches. Aber grundlegend scheint der Wille, individuelle Antworten auf die politischen, moralischen und intellektuellen Herausforderungen des Jahrhunderts der Extreme zu bekommen. Ein Interesse an „Entscheidung“ und persönlicher Verantwortung ist unübersehbar. Pierre Nora und andere haben dies als Beleg für die „Rückkehr des Subjekts“ in die Geschichtsschreibung gewertet. Im Kontrast dazu ist es erhellend, den nüchterneren Umgang von Brewer, Jones, sogar Liakos und Taylor mit dem Abschied von einem stabilen linken Weltbild, das Verständnis und Veränderung der Welt gleichermaßen versprach, zu verfolgen. Auf jeden Fall – und das lernt man insbesondere aus dem Vergleich mehrerer „Ego-histoires“ – scheint die Nachricht vom „Tod des Autors“ stark übertrieben.

Christoph Conrad, Genf

Mererid Puw Davies, Beth Linklater, Gisela Shaw Hg., **Autobiography by Women in German**. Oxford [u.a.]: Peter Lang 2000, 310 S., EUR 53,50, ISBN 3-906766-30-6.

Die wissenschaftliche Diskussion über Autobiographik erhält seit einiger Zeit wichtige Impulse durch Untersuchungen zu Autobiographien von Frauen. Auch die zehnte Jahreskonferenz der „Women in German Studies“ (WIGS), die 1998 in Manchester stattfand, hatte „Autobiography by Women in German“ zum Thema. Aus den zahlreichen Vorträgen haben die Herausgeberinnen 16 Beiträge von Literaturwissenschaftlerinnen für den vorliegenden Sammelband ausgewählt. Deren VerfasserInnen kommen aus Großbritannien, Deutschland, Irland, Österreich und der Schweiz, und sie schreiben in englischer (10) oder deutscher (6) Sprache. Insgesamt gibt der Band einen guten Einblick in die Vielfalt der in der germanistischen Literaturwissenschaft vertretenen Forschungsansätze und Themenbereiche. Dem ersten Beitrag über aktuelle Forschungspositionen folgen die anderen in chronologischer Reihe nach dem jeweils behandelten Zeitraum angeordnet. Die Spanne reicht vom 14. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Der Schwerpunkt liegt auf Autobiographinnen aus dem 20. Jahrhundert.

Dass es hier um mehr als das Abarbeiten offener Fragen geht, signalisiert Mererid Puw Davies in ihrer Einführung in den Band, wenn sie die Beschäftigung mit Autobiographien als „fraught project“ sieht und das auf Hemmnisse wie die Setzung eines autonomen, sich linear entwickelnden Subjekts und die durch poststrukturalistisches Denken aufgeworfenen Zweifel gegenüber Authentizitätsannahmen zurückführt. Vor allem macht sie die traditionelle Fixierung des autobiographischen Kanons auf männliche bürgerliche Subjekte dafür verantwortlich, dass weibliche Subjekte und ihre Erfahrungen nicht wahrgenommen wurden. Eine Neubewertung von Leben und Leistung von Frauen steht deshalb aus. Auf weiterführende Forschungstendenzen geht Michaela Holdenried ein. Ihre Vorschläge für eine genderorientierte Autobiographieforschung knüpfen an die Position von Ina Schabert an: Die traditionelle Epochenfixierung auf die Zeit um 1800 ist zu über-